

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 11

Rubrik: Briefe aus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bern

Revolutionäre Ideen

Meine lieben Leserinnen und Leser, Sie sind vielleicht erstaunt, wenn ich meinen ersten Brief aus Bern mit den städtischen Verkehrsbetrieben beginne. Was ist an ihnen Besonderes? Die Triebwagen und Anhänger der Trams sowie die Trolley- und gewöhnlichen Busse sind mit mindestens so viel Liebe wie anderswo in Stand gehalten. Es spielt keine Rolle, ob so ein Trämlie seinen Dienst bereits dreißig oder erst ein Jahr versieht. Sauberkeit und Betriebssicherheit gehen in jedem Fall über alles. Und beim ersten kleinen Platzregen wird auch in Bern der gesamte Fahrplan durcheinandergewirbelt.

Aber eben, mich stört einiges an dem ganz besonders perfekten Gehabe. Als täglicher Benutzer dieser sogenensreichen Institution bin ich selbstverständlich im Besitz einer Monatskarte, eines eigentlichen Meisterwerks. Will sagen: zu schön, um praktisch zu sein, und zu teuer, um das Kunstwerk genießen zu können. Denn, wenn Sie gedacht haben, es gäbe in Bern einen Einheitstarif für Monatskarten mit freier Benutzung aller Strecken, dann muß ich Sie eines besseren belehren. Jedem Benutzer der SVB sein besonderes, seinen persönlichen Bedürfnissen angepaßtes Abi! Die zu befahren gewünschte Strecke wird auf der Innenseite des Abonnements mit einem schönen, dunkelroten Strich eingetragen. Alle andern Linien sind mit einem satten grünen Kreuz durchgestrichen, damit auch jeder weiß: bis hierher und nicht weiter! Stellen Sie sich die immense Arbeit vor, alle diese Kreuze und Striche einzutragen! Die SVB scheinen noch keinen Personalmangel zu haben.

Ein weiteres Kuriosum ist die Anwendungspraxis dieses Kunstwerks. Zu genau vorgeschriebenen Zeiten

**Brie
fe
aus**

(Stoßzeiten an Werktagen morgens, mittags und abends) darf ich als stolzer Sichtkartenbesitzer den mittleren Eingang eines Tramwagens oder Busse benützen, ohne den Fahrausweis vorzuzeigen. Dieses rationalisierte Einsteigen ist allerdings mit der Auflage verbunden – der Ausfluß eines besonders eifrigen, revolutionären Rationalisierens –, daß mindestens zehn Personen Eingang wünschen. Der arme Kondukteur – während der Stoßzeiten ohnehin überlastet – wirft, bevor er die mittlere Türe zum Einstieg freigibt, einen Blick auf die Wartenden und prüft, ob auch tatsächlich die vorgeschriebene Anzahl Leute Einlaß wünschen. Wenn nun bedauerlicherweise nur neun draußen stehen, bleibt die Türe verschlossen und die Abi-Besitzer rennen zur hinteren Türe, damit ihnen das Tram nicht noch vor der Nase wegfährt. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, daß solche Rationalisierung ihren Zweck erfüllt.

Bern ist seit der letzten Wahl in die Exekutive der Stadt um eine Attraktion reicher: Zum Erstaunen derer, die das Staunen noch nicht verlernt haben, wurde einer der Nichtmehrgewählten weiter beschäftigt – von der Exekutive notabene – mit besonderen Aufgaben, was nun zu den Schwierigkeiten geführt hat, die zu erwarten waren. Wieso hat ihn das Volk nicht wiedergewählt? Seine Beliebtheit und vielleicht seine Fähigkeiten ließen doch wohl zu wünschen übrig, stellte ich mir wenigstens vor. Nun gehört das ja wirklich nicht immer zusammen. Aber ich meine, man

etwas von Hand gerührt oder ausgepreßt, wäre ich mir direkt lächerlich vorgekommen. Vorbei waren nun auch die täglichen Einkäufe im Konsum, beim Metzger und Bäcker. Ein bis zweimal in der Woche fuhr ich mit Mrs. M. zum Supermarket. Mit vollem Kofferraum kehrten wir heim, füllten Kühlschrank und Tiefkühltruhe wieder auf. Manches, vor allem Geflügel, wurde im «Deep-Freezer» manchmal während Monaten aufbewahrt.

Niemand ahnte, wie sehr ich mich über ein Stück frisches, knuspriges Brot gefreut hätte an Stelle des aufgefrorenen. Am Sonntag packte mich manchmal die Lust, über Felder und Wiesen zu wandern. Statt dessen fuhren wir im Auto stadtauswärts, parkierten auf irgendeinem riesigen Parkplatz und machten einige Schritte durch eine der zahllosen Anlagen. Ich begann Vergleiche zu ziehen und schloß: Man kann sich nicht ohne weiteres verpflanzen. Gewohnheiten lassen sich nicht so schnell abschütteln. Den Vorteilen entsprechen ebenso viele Nachteile.

Dann wurde ich, immer noch voll Unternehmungslust, Air-Hostess und lernte noch viele Länder, Leute und Sitten kennen. Es war eine interessante, wundervolle Zeit. Die Schweiz wurde mir aber mit jedem Tag kostbarer. Ich wurde mir bewußt, wie herrlich es ist, eine Heimat zu haben, die nicht nur schön, sondern auch gut regiert und wohl geordnet ist. Die ewigen Meckerer haben entweder noch nie über die Grenze geschaut, oder dann ist es ihnen zu wohl.

Jetzt Hausfrau, 34,
Stadt Zürich



Briefe

muß sich da entscheiden: entweder man nimmt Volksentscheide ernst und akzeptiert auch ihre vermeintlichen oder wirklichen Nachteile, oder aber man bekenne sich zu einer anderen Regierungsform!

Oder ist es schade, daß es nun zu Reibereien gekommen ist? Sonst brauchten sich die Stadtväter keine Sorge um den Beamtennachwuchs mehr zu machen. Zum Ausbau dieses genialen Systems hätte ich vorgeschlagen: Statt Stelleninserate aufzugeben, wende man sich an ein Public Relations Büro, das die Aufgabe erhält, «qualifizierte» Behördemitglieder unpopulär zu machen, und schreibe gleichzeitig Neuwahlen aus. Wenn alles gut geht, werden die vom Büro angepeilten «unbeliebten» Köpfe «bedauerlicherweise» nicht mehr gewählt. Darum können sie die wegen mangelnden Beamtennachwuchses leeren Stühle in der Verwaltung einnehmen. Man könnte so aber auch das Bedürfnis nach einer volksnäheren Verwaltung befriedigen, indem der gewählte Amtsinhaber den Stuhl am Arbeitstisch einnähme und der Gewählte Zeit fände zur Abstimmung seiner Öffentlichkeits-Arbeit mit Politologen und Meinungsforschern.

Sie sehen, Bern ist sich seiner Rolle als Kantons- und Bundeshauptstadt voll bewußt, und nicht nur die Studenten polieren sein Image mit revolutionären Ideen auf.

Herzliche Grüße,
Ihr Urs Berner

Oberbayern

Politik in Sonnering

Mein liebes Anneli, natürlich hast Du recht: es ist ein gewaltiger Sprung von der Weltstadt Berlin in mein kleines Chiemgau-Dörflein Sonnering mit seinen sechzehn Häusern, wo es weder Kirche noch Schule noch auch nur

einen dörflichen Kramladen gibt, bloß ein bescheidenes Beizlein, das außer Bier und Schnaps und einem herzhaften Kaffee wenig zu bieten hat. Aber wenn Du meinst, für einen politischen Journalisten müsse ein solches «Nest» doch eine wahre Einöde sein, dann irrst Du Dich: so abseits der Politik, wie Du Dir das vorstellst, lebt man hier keineswegs, auch wenn es eine besondere bayerische Spielart ist, mit der ich hier Bekanntschaft schließe.

Das Häuschen, auf das ich von meinem Fenster hinüberschau, ist eines der bescheidensten am Ort. Aber an seiner Fassade ist nicht nur eine (reichlich kitschige) Madonna aufgemalt, sondern auch das weißblaue bayerische Rautenkreuz, und darunter steht: «Es lebe Bayern!» Man hat hier noch eine recht lebendige Beziehung zum Land, in dem man lebt, eine unmittelbarere vielleicht als zur Bundesrepublik; nicht zufällig begegne ich, wenn ich in der Gegend herumfahre, immer wieder Autos, die neben dem Kennzeichen D für Deutschland auch noch ein zweites, inoffizielles mit einem BY für Bayern tragen. Und unser Dorfwirt, von dem die Bauern sagen, er sei ein «Philosoph», ist ein so eingefleischter Verehrer der wittelsbachischen Tradition, daß er wegen seiner Überzeugungen immer wieder mit den Nazi aneinandergeriet (was ich nicht etwa von ihm, sondern von anderen Nachbarn gehört habe). Die Amerikaner machten ihn deshalb 1945 zum Bürgermeister der Gemeinde Höslwang, zu der Sonnering gehört. Schon deshalb – und noch mehr wegen der Energie, mit der er später als Mitglied der Spruchkammer den einstigen Lokalbonzen des Dritten Reiches zu Leibe rückte – meiden noch heute die ehemaligen Parteigenossen sein Lokal. Wer aber Hitler keine Träne nachweint, der setzt sich umso lieber abends bei ihm hin, um bei einer Maß Bier – oder auch zwei oder drei – den Schafskopf zu klopfen, der dem Bayern das ist, was dem Schweizer sein Jaß.

So war es auch kein Wunder, daß

die Rede gleich auf die Politik kam, als ich ihm zum erstenmal meine Aufwartung machte. Es war im Winter, und das halbe Dutzend Gäste hatte sich in der warmen Küche um das Holzfeuer in dem mächtigen Herd versammelt. – Ich war überrascht und machte mich auf eine heftige Debatte gefaßt, als einer der Anwesenden – ein etwa 35jähriger Höslwanger, der in Rosenheim «beim Bau» als Kranführer arbeitet – zwischen zwei kräftigen Schluck Bier bedächtig meinte, das größte Glück für die Deutschen sei doch gewesen, daß sie den Krieg verloren hätten. Aber die andern nickten nur nachdenklich mit den Köpfen: «Da hast fei recht, Flori...»

Die Bauern hierzulande mögen mundfaul sein; denkfaul sind sie deswegen noch lange nicht. Auch der frühere Besitzer des Bauernhauses, in dem ich mich eingenistet habe – er selber ist in einen neugebauten Hof umgezogen – verblüffte mich nicht minder, als er einmal von den Subventionen für die Landwirtschaft sprach und sich nicht etwa über ihre Geringfügigkeit beklagte, sondern mit gefurchter Stirn meinte, es könne doch nicht mit rechten Dingen zugehen, «daß wir Bauern so viel Geld vom Staat bekommen».

Du siehst, liebes Anneli, es geschehen noch Zeichen und Wunder – auch und gerade in den sechzehn Häusern von Sonnering. Warum kommst Du nicht selber einmal her und schaust Dirs an?

Alles Liebe,
Dein Fritz René Allemann

Vier Photos

Reihenfolge der Bildthemen: Struktur, Mensch, Tätigkeit, Umwelt.

Hans Epprecht: Fuß-Spuren
Hans Baumgartner: Schwinger,
Am Fest
Albert Winkler: Beim Zytglogge-Turm